

Zeitschrift: Minaria Helvetica : Zeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für historische Bergbauforschung = bulletin de la Société suisse des mines = bollettino della Società svizzera di storia delle miniere

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Historische Bergbauforschung

Band: - (1992)

Heft: 12b

Artikel: Die Schieferarbeiter und ihr Handwerk

Autor: Schelbert, Urspeter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1089652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

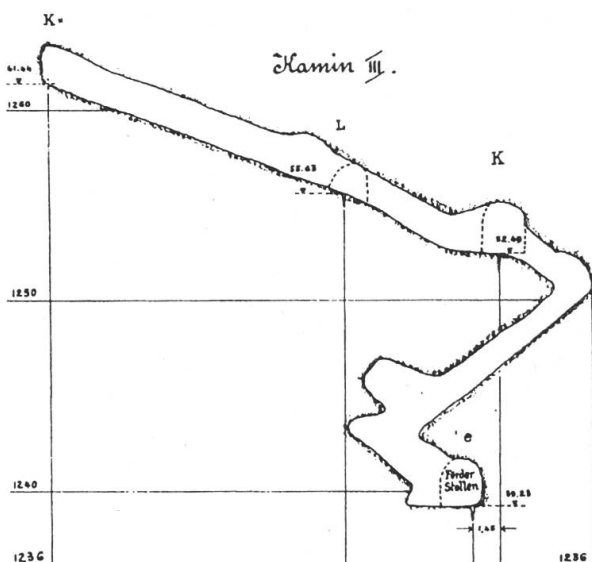
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schieferarbeiter und ihr Handwerk

Vorbemerkungen:

Die Geschichte des Schieferabbaues in Elm habe ich 1980, aus Anlass des bevorstehenden 100. Jahrestages des Bergsturzes in Elm, untersucht. Der Bergsturz vom 11. September 1881 bedeutete für den Schieferabbau in Elm eine bedeutende Zäsur. Vor dem Bergsturz wurde im Tagbau Schiefer abgebaut und seit 1890 unter Tag. Die Legendenbildung über angeblich bewusst fahrlässige Abbaumethoden, die aus Gewinnsucht (!) angewandt wurden, setzte erst nach dem traurigen Unglück ein. Vor 1881 waren Bedenken oder gar Ablehnung gegenüber angewandten Abbaumethoden in den zeitgenössischen Quellen und Schriften nicht zu finden. Bis heute fehlt aber eine genaue Darstellung, wie es zu dieser Mythenbildung, die bis heute immer wieder kolportiert wird, gekommen ist. Sachlich kann jedoch einerseits festgehalten werden, dass in den Protokollen bis unmittelbar vor dem Bergsturz keine Warnungen auf ein drohendes Unglück zu lesen sind, andererseits aber ist unstreitig, dass zwischen dem Schieferabbau und dem Bergsturz ein kausaler Zusammenhang besteht.

Der folgende Beitrag ist der unveränderte zweite Teil des Aufsatzes "Elm und seine Schieferbrüche", der 1980 geschrieben und im "Neujahrsbote für das Glarner Hinterland" Jahrgang 15, 1981, Seite 54-107 veröffentlicht wurde. Nicht abgedruckt sind die einleitenden Abschnitte und die Geschichte des Schieferabbaues in Elm bis zum tragischen Bergsturz (S. 54-85).



Die Schieferarbeiter und ihr Handwerk

Fabrikarbeiter nein, Schieferarbeiter ja

Die Geschichte des Elmer Schiefergewerbes wäre nicht vollständig, würde nicht den Arbeitern und ihrem Handwerk ein Kapitel gewidmet. Für dieses Kapitel ist die Quellenlage noch dürftiger als für die übrigen. Es sei trotzdem versucht, mit einigen Fakten den Schieferbrucharbeitern gerecht zu werden. Wir müssen dabei etwas zurückblenden.

Die Textilindustrie fand den Weg nach Elm nicht. Das hatte verschiedene Gründe. Die Landwirtschaft benötigte vor allem zur Sommerszeit viele Hände, und der Grund und Boden ernährte auch einen Grossteil der Bevölkerung hinreichend. Der nutzbare Boden war aber beschränkt. Für viele Einwohner reichte das Vorhandene kaum zum Leben, so dass sie sich als Knechte, Tagelöhner, Holzer, Heuer, Mägde, verdingen mussten. Die Auswanderung bot Hoffnung auf ein besseres Leben.

Im Unterschied zu andern Gemeinden des Glarner Hinterlandes bestand jedoch keine zwingende Not zum Bau einer Textilfabrik, und die Beispiele der Nachbargemeinden waren auch nicht dazu angetan, die damals übliche Arbeitsfron bei kümmerlicher Entlohnung den Bauernmädchen und -burschen schmackhaft zu machen. Immerhin liess die Gemeinde im neuerbauten Schulhaus auf eigene Kosten einige Webstühle aufstellen, die aber umsonst auf Weberinnen warteten, so dass die Stühle 1854 wieder verkauft wurden. Fabrik und Fabrikler? Nein! Ja, aber für einen Schieferbruch. Das war wenigstens eine Arbeit für Männer. Und sie warteten, drängten auf eine zusätzliche Beschäftigung, die bares Geld einbrachte.

Mit den Schieferbrüchen wandelte sich die soziale und wirtschaftliche Struktur Elms. Es bildete sich eine eigentliche Arbeiterklasse, lohnabhängig ohne Grundbesitz, aber mit Anrecht auf Saaten und Heuteile, und mit Besitz einer kleinen Geissenschar, den Kühen des armen Mannes. Unter der Belegschaft befanden sich, wie aus den Lohnlisten ersichtlich ist (die Arbeiterlisten fehlen) nur wenige Ausländer, meist Italiener. Für die Zeit der Firma «Schieferbruch Elm» sind nur 20 Arbeiter mit italienisch klingenden Namen nachweisbar. Die Arbeit in den Schieferbrüchen blieb im wesentlichen eine Sache der Elmer als Arbeiter und der Matter als Unternehmer.

Die Entlohnung der Arbeiter geschah nach dem Taglohnprinzip. Dies im Gegensatz zu den Gepflogenheiten im Landesplattenberg zu Engi, wo die meisten

im Akkord beschäftigt waren, d.h. nach der Stückzahl gebrochener Tafeln entlohnt wurden. Man kam zwar auch in Elm nicht darum herum, die Arbeitsleistung als Richtmass für die Einstufung in eine der Lohnklassen zu nehmen. Diese Methode hatte aber ihre Vor- und Nachteile.

Über die Lohnpolitik während der drei Betriebsjahre sind wir gut informiert. Während den ersten zweieinhalb Jahren beschäftigte die Gemeinde monatlich zwischen 94 und 133 Arbeiter. Sie wurden unterschiedlich entlohnt. Der Tagelohn variierte im Januar 1880 von Fr. 1.10 bis 3.60, was bei regelmässiger Beschäftigung einem maximalen Jahreslohn von ungefähr 1 200 Franken entsprach.

In die untern Lohnklassen wurden vor allem die Jugendlichen eingestuft. Sie konnten mit 300 Franken und etwas mehr als Jahresverdienst rechnen.

Schieferbruch oder Schule?

Die Beschäftigung von Schülern und Jugendlichen gab des öfteren zu Klagen Anlass. Im Februar 1871 stellte Johann Schneider beim Stillstand ein Gesuch, seinen Sohn Heinrich von der Winterschulpflicht zu entbinden, weil er im Schieferbergwerk eine Anstellung gefunden habe. Obwohl der Pfarrer das Gesuch in Anbetracht der Armut der Familie befürwortete, lehnte der Stillstand einen Dispens ab.

Am 24. Oktober 1873 wurde ein genereller Beschluss gefasst:

«Den Plattenbergbesitzern soll schriftlich angezeigt werden, dass ihnen künftighin bei Strafe versagt sei, Knaben während den Stunden zur Arbeit anzuhalten, wo sie Schul- und Religionsstunden haben.»

Auch bei der Übernahme der Brüche durch die Gemeinde wurde am 2. Februar von der Plattenbergkommission beschlossen, «dass bei allfälligen Anfragen alltagsschulpflichtige Knaben unbedingt abzuweisen seien». Sie wurden meist als Zeichnerknaben beschäftigt.

Arbeitsreglement

Über die Arbeitsbedingungen im Schieferbruch ist wenig bekannt. Vor dem Bergsturz, als die Schieferausbeute noch im Tagbau geschah, waren die Arbeiter Wind und Wetter ausgesetzt, was zuweilen zu Arbeitsunterbrüchen führte. Einen Wetterschutz gab es nur für die Arbeiter in der Hütte. Doch auch da war es kalt und unfreundlich. Mit der Übernahme durch den Tagwen liess die Kommission in einem Magazin ein heizbares Büro einrichten.

Die Arbeitsvorschriften waren in Reglementen festgehalten. So beschloss die Kommission am 1. Februar 1880:

«Wird die engere Commission mit Abfassung eines Reglements beauftragt, mittels welchem den Arbeitern unter bestimmten Strafandrohungen Vorschriften über pünktliches Erscheinen bei der Arbeit, sowie deren Verhalten gegen das Aufsichtspersonal und unter sich gegeben werden sollten. Dieses Reglement soll zuerst mündlich mitgeteilt und durch Aufschlag an geeigneter Stelle zu längerer Erinnerung gebracht werden.»

Weil kein solches Reglement auffindbar war, seien als Ersatz die einschlägigen Artikel des Reglementes für die Arbeiter des Landesplattenberges in Engi aus dem Jahre 1897 besprochen.

Im 2. Artikel wird festgehalten, dass «alle Arbeiter, sowohl diejenigen im Bergwerke wie die, welche im Magazin beschäftigt sind», während eines Jahres eine minimale Arbeitszeit einzuhalten haben; unerlaubtes Fernbleiben von der Arbeit werde bestraft. Im nächsten Artikel werden einige Gründe genannt, die ein Fernbleiben von der Arbeit im Plattenberg rechtfertigen.

«Sofern es die Geschäftsverhältnisse gestatten, wird auf jeweiliges Einfragen hin den Arbeitern zur Versorgung ihrer eigenen Liegenschaften Urlaub bewilligt:

- a) Im Frühling zum Anpflanzen der Saaten und Düngen der Wiesen;
- b) Im Sommer zum Heuen inbegriffen des sogenannten Alp- und Wildheu;
- c) Im Herbst zum Einsammeln der Feldfrüchte und der Streue.»

Die gleichen Gründe galten sicher auch in Elm, wenn es darum ging, die häufigen Absenzen und die unregelmässige Präsenz im Plattenberg zu erklären. Die Lohnlisten zeigen tatsächlich, dass im April und in den Monaten August bis Oktober die Absenzen am zahlreichsten waren. Dieses Entgegenkommen war für die Bauern-Arbeiter notwendig, und solange die Technologie fast ausschliesslich auf der Kraft der Arbeiter beruhte, ohne grössere Einbussen für das Unternehmen tragbar. Als aber die Maschinen eine immer grössere Bedeutung einnahmen, war es nicht mehr rentabel, sie während Tagen und Wochen stillstehen zu lassen.

Doch auch bei der traditionellen Produktionsweise verursachten die saisonal bedingten Absenzen Schäden, denn wie uns die Informanten mehrmals bestätigten, wirkte sie sich nicht nur auf die Quantität sondern auch auf die Qualität des ausgebeuteten Schiefers aus, weil die Erfahrung der Arbeiter eine grosse Rolle spielte.

Die Arbeitszeit dauerte im Sommer von morgens halb sieben Uhr bis abends halb sieben Uhr; für das Mittagessen war eine stündige Pause eingesetzt und je eine viertelstündige Pause wurde am Vor- und Nachmittag bewilligt. Unsere Informanten wollten allerdings von einer Pause nichts wissen... Im Winter wurde – solange man den Bergbau betrieb – die Arbeitszeit verkürzt, d.h., es wurde gearbeitet, bis die Dämmerung hereinbrach. Diese Arbeitszeitverkürzung führte natürlich auch zu einer Lohneinbusse.

Im Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 19. April 1925 lesen wir:

«Dem vernehmen nach wird andernorts in vielen öffentlichen Betrieben mit 9stündiger Arbeitszeit gearbeitet. Der Gemeinderat hält dafür, dass diese Arbeitszeit von Frühjahr bis Herbst sehr wohl auch für die hiesigen Gemeindearbeiter in Anwendung gebracht werden darf, das um so mehr, als die Arbeiter im Schieferbruch das ganze Jahr 9 Stunden schaffen.»

Bussenliste

Die Bussenliste enthielt einen ganzen Katalog von zu ahndenden Vergehen, die sicher praxisbezogen waren. Die z.T. strengen Strafen deuten möglicherweise daraufhin, dass man die Arbeitsdisziplin nur mit Schwierigkeiten aufrecht erhalten konnte:

- 1. Unentschuldigtes Wegbleiben von der Arbeit pro Tag Fr. 1 bis Fr. 3.
- 2. Zu spätes Erscheinen pro Stunde 30 Rp.

3. Nichtbeachten der Vorschriften von Artikel 5, Absatz 3 (Qualitätsvorschriften) dieses Reglements Fr. 1 bis Fr. 5.
4. Wegen unregelmässigem oder gefahrdrohendem Hauen der Wände und Pfeiler oder eigenmächtiger Vornahme von Sprengungen Fr. 2 bis Fr. 20.
5. Wer den Abfall, sog. Küder jeder Art, welches vom Arbeiter selbst verursacht, nicht jeden Tag an die von der Aufsicht angewiesenen Stellen schafft, Fr. 1 bis Fr. 5. Oder es steht der Aufsicht das Recht frei, solches auf Kosten des oder der Betreffenden hinwegschaffen zu lassen.

Zur sofortigen Entlassung können führen:

1. Diebstahl von Schiefer, Werkzeug oder Sprengmaterial.
2. Verkauf von Schiefer oder Versteinerungen an Drittpersonen.
3. Wiederholte Betrunketheit während der Arbeit.
4. Schlägereien der Arbeiter unter sich oder bei fortdauernden Beschimpfungen gegen einander.
5. Widersetzlichkeiten gegen die Anordnung der Vorgesetzten oder Beschimpfungen der letzteren.
6. Böswillige Gefährde des Betriebes oder der Nebendarbeiter.
7. Andauernd unerlaubtes Wegbleiben von der Arbeit.
8. Simulierung bei Verletzungen.
9. Vergehen gegen die Betriebsvorschriften und anbefohlenen Vorsichtsmassregeln.

Sicherungen

Eine wichtige Frage war die Sicherheit bei der Arbeit. Es gab Bestimmungen, die den Arbeiter schützen sollten, so vor allem beim Sprengen. Die allgemeine Brucharbeit barg wenig Gefahren in sich, musste aber direkt am Berg oder unterhalb des Berges gearbeitet werden, erhöhte sich das Risiko wegen unberechenbaren Steinschlages. Unfälle dieser Art waren häufiger als Unfälle durch unvorsichtiges Sprengen. Die Arbeit im Stollen war hingegen durch Einstürze und unsachgemässes Sprengen risikoreicher.

Das Bewusstsein um die Gefahren, wie auch um die sozialen Folgen, die eine längere Arbeitsunfähigkeit oder gar den Tod für die Familienangehörigen haben konnte, führte schon bald dazu, dass die Arbeiter sich durch Versicherungen absicherten. Die bereits erwähnten zwei schweren Unfälle waren eine deutliche Mahnung. Während der Zeit des gemeindeeigenen Betriebes war die Belegschaft gegen die Folgen von schweren und tödlichen Unfällen versichert. Für kleinere Unfälle wurde eine eigene Krankenunterstützungskasse gegründet. In den 1920er Jahren erliess die SUVA Sicherheitsvorschriften, die mehr für die Gesundheit der Arbeiter und weniger für diejenige des Betriebes dienlich waren, weil sie grosse Investitionen verlangten.

Erfahrung macht klug

Der Schieferabbau stellte unbestreitbar erhebliche technische Anforderungen an die Unternehmer, und die Frage ist berechtigt, wie und wo sie sich die nötigen Kenntnisse erworben haben. Es gibt keine Hinweise darauf, dass man die bergmännischen Erfahrungen von ausländischen Gruben sich zunutze machte. Werkführer Ernst Müller, der seine Erfahrungen vom Schieferabbau in Ragaz

mitbrachte, darf nach seiner gezeigten Leistung in Elm wohl kaum als grosser Bergbauexperte angesprochen werden. Anfänglich war es ja auch noch kein eigentliches Bergwerk, denn der Schieferabbau wurde im Tagbau betrieben.

Mit der Wiederöffnung der Brüche in Elm um 1890 wurde der Stollenbau eingeführt. Die Beobachtungen zeigen, dass die Anleitungen, die Professor Albert Heim zusammen mit Baudirektor Zweifel und Plattenbergaufseher Wyss im Gutachten von 1889 an den Regierungsrat gaben, im Wesentlichen befolgt wurden. Auch die Gespräche mit den Elmern Gewährsleuten, die sich an das Ende der Schieferausbeute noch erinnern konnten, geben keine Hinweise, dass man sich in ausländischen Bergwerken umgesehen hat. Die Entwicklung des Stollenbaues und der dazugehörigen Technik geschah im allgemeinen an Ort und bei der Arbeit selbst, und es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass sich in Elm keine der sonst üblichen bergmännischen Bräuche feststellen liessen.

Die Schieferbrüche brachten der Bevölkerung wohl einen neuen und andersartigen Verdienst, doch die Alltags- wie die Festtagssitten blieben dem bäuerlichen Habitus verpflichtet. So wurde selbst am Silvester wie üblich im Bruch mit der Arbeit begonnen. Am Mittag aber stellte man sie ein, und ass und trank gemeinsam mit den Geschäftsführern in den Nachmittag hinein, die auch allfällige Gratifikationen ausrichteten.

Die Schiefergewinnung

Vom Tagbau ...

Wir wenden uns nun der Beschreibung des in Elm ausgeübten Schieferhandwerkes zu. Es ist anzumerken, dass es sich in ähnlicher Weise wie andersorts vollzog. Wir stützen jedoch unsere Beschreibung auf die Aussagen alter Elmer, schriftliche Quellen und eigene Beobachtungen. Die Arbeiten lassen sich in zwei Abschnitte teilen, nämlich die Arbeit im oder am Berg und die Arbeit in der Hütte.

Die Schiefergewinnung im Berg gehört zur eigentlichen Urproduktion. In Elm wurde der Schiefer, wie bereits mehrfach erwähnt, bis zum Bergsturz im Tagbau gewonnen. Die Schiefergewinnung am Berg wurde auch beim Landesplattenberg in Engi praktiziert.

Beim Tagbau muss der Schiefer bis nahe an die Oberfläche stossen, wie dies am Tschingelberg der Fall ist. Bevor mit der Ausbeute begonnen werden kann, muss der Schiefer abgedeckt, d.h. das unbrauchbare Gestein und der wilde Schiefer entfernt werden. Häufig, wie auch in Elm, verursachte das Abdecken grosse Kosten, denn es mussten dabei oft erhebliche Erdverschiebungen vorgenommen werden. Der Schutt erfordert weite Deponieflächen. Ist einmal ein Schieferband freigelegt, so kann mit der Gewinnung ohne grössere weitere Schwierigkeiten begonnen werden. In Elm führte allerdings diese Methode zu einem folgeschweren Ergebnis. Weil die Schieferlagen steil in den Berg hineinfallen, wurde durch die Ausbeutung eine Art Höhle in den Berg vorgetrieben, die einen überhängenden Tschingelberg entstehen liess. Die angewandte Methode hatte den Vorteil, dass der Schiefer ohne allzu grossen Aufwand gewonnen werden konnte, aber den Nachteil, dass das auszuräumende blinde Gestein

immer umfangreicher wurde, je weiter man in den Berg vorstiess. Auch für die Arbeiter war diese Art von Tagbau ungünstig, waren sie doch stark der Unbill des Wetters ausgesetzt, so dass des öfters die Arbeit eingestellt werden musste.

... zum Stollenbau

Die schmerzlichen Erfahrungen mit der Tagbaumethode und überzeugende Argumente führten nach dem Bergsturz zum Stollenbau. Das bereits erwähnte Gutachten von Professor Albert Heim orientiert uns bestens über seine Vorstellungen von einem neuen gewinnbringenden Schiefergewerbe.

Er widerspricht zuerst der Meinung, dass der Stollenbau zu kostspielig sei. «An einem Abhang wie der Tschingelberg wird jeder grössere Tagebau einen Bergsturz nach sich ziehen, während unterirdischer Bau ohne alle Gefahr durchgeführt werden kann. Der unterirdische Abbau ist ferner für die Arbeiter viel sicherer als jeder Tagebau an steilen Abhängen. Es ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, unterirdischer Abbau sei zu kostspielig. Der künftige Schieferbau in Elm wird sich etwa wie folgt gestalten müssen: Die Schieferlager fallen alle mehr oder weniger steil bergeinwärts am Abhang südlich von Raminbach und Sernft, von der Wichlenalp durch den Tschingelberg bis über Falz hinaus. Beim unterirdischen Abbau ist es stets vortheilhaft und leicht, nach oben auszu-beuten, allein mühsam und unvortheilhaft, nach unten zu arbeiten. Bei der Arbeit nach oben bleibt man im Trockenen. Das Gewicht der Massen wirkt der Arbeit entgegen und befördert die Abtrennung und den Transport zu der Stollenbahn im Stollen. ... Man soll somit die Stollen zum Angriff der Schieferlager so tief als möglich setzen.»

Er verlangt für die Stollen eine minimale Steigung ins Bergesinnere von 2 Prozent, so dass die leeren Rollwagen leicht in den Berg gestossen werden können, aber die vollen von selbst hinausrollen. Allfälliges Bergwasser würde so auch leicht einen Abfluss finden.

Nach seinen Vorschlägen wurde auch vorgegangen. Förderstollen wurden bis 170 Meter tief in den Berg getrieben und von ihnen aus Seitenstollen angelegt, von denen aus der Schiefer bequem nach oben hin abgebaut werden konnte. Diese Stollen in der Richtung der Schieferlagen wurden Kamine genannt. Die Stollen waren 2 bis selten 3 Meter breit, mit einer Höhe von ebenfalls 2 Metern. Für den Vortrieb wurden meist Zweiergruppen eingesetzt. Als Werkzeuge für das Bohren der Sprenglöcher wurden Kreuzbohrer, Meissel und Hammer verwendet. Ein Arbeiter hielt den Bohrer, während der andere mit dem Hammer, der «Bohrschlegel» oder «Yseschlegel» genannte wurde, in regelmässigen Schlägen den Bohrer in den stehenden Fels trieb. Nach jedem Schlag musste der Bohrer kurz abgehoben und leicht gedreht werden, damit einerseits das Gesteinsmaterial sich ablösen konnte, anderseits aber die Bohrstange eine neue Angriffsfläche fand.

Ursprünglich waren die Bohrhämmer aus Eisen, später aus Stahl. Die Eisenhämmer hatten ihre Tücken, wie uns ein Arbeiter erzählte:

«Die Alten hatten Eisenschlegel, nicht Stahlschlegel. Das Eisen war weicher als der Bohrer. Dann gab's mit der Zeit ein richtiges Loch in den Schlegel. Da hiess es dann gerade draufschlagen, sonst telefonierte es durch die Arme 'hindere' und man spürte den Zwick.»

Dynamit contra Berg

Die Arbeit des Sprengens wurde von Mineuren ausgeführt. Häufig waren es die gleichen, die die Bohrlöcher ins Gestein trieben. Gesprengt wurde jeweils während der Mittagspause und am Abend nach Arbeitsschluss, wenn sich keine Arbeiter mehr im Stollen aufhielten. Durch das Blasen eines Hornes wurden die Arbeiter aufgefordert, den Stollen sofort zu verlassen. Um den Stollen auf seiner vollen Breite durch eine Ladung zu erweitern, waren 7 bis 8 Bohrlöcher nötig. So viele konnten von einer Zweiermannschaft in einem halben Tag gebohrt werden. Die Sprengausrüstung bestand aus Patronen, Zündkapseln, Staub zum Verkitten, einer Flachzange und dem einem Zapfenzieher ähnlichen Bohrstengel, der zum Entschärfen und Sichern von allfälligen Blindgängern diente. Zunächst wurden die Zündschnüre in die Zündkapseln gestossen, die meist mit den Zähnen oder dann mit der Flachzange zusammengepresst wurden. Danach wurden die Kapseln in die Sprengpatronen (Dynamit) gestossen und in die Bohrlöcher eingelassen. Je nach der Tiefe der Löcher wurden zwei bis drei Patronen für ein Loch benötigt, das mit Schieferstaub verkittet wurde. Man mass die Länge der Zündschnüre ab, so dass meist die Ladung des untersten Bohrloches zuerst gezündet werden konnte. Eine genaue Reihenfolge war nötig. Die einzelnen Explosionen wurden zur Kontrolle gezählt und der Berg durfte erst wieder betreten werden, wenn er «ruhig» war, wie man sagte. Eine Sicherheitspause schützte vor der Gefahr einer Spätzündung. Bestand wirklich Verdacht auf eine nicht erfolgte Zündung, so bestimmte in der Regel der Vorarbeiter einen der Mineure, den Blindgänger zu entschärfen. Dazu benutzte er den langen Bohrstengel, der vorne spatelförmig auslief, hinten aber eine zapfenzieherartige Windung aufwies.

War man mit dem Vortrieb des Förderstollens bis zu den Schieferlagen vorge drungen, so konnte noch vor dem Ausbruch der Seitenstollen bereits mit der Schiefergewinnung begonnen werden. Heim schreibt dazu:

«Ist man auf dem guten auszubeutenden Schiefer angelangt, so wird nun beiderseits horizontal ('im Streich') des Schieferlagers je ein Stollen getrieben. Diese zwei Stollen nach links und rechts sind schon Ausbeutungstollen. Hier soll nun nicht mehr drauflos gesprengt werden, sondern hier soll möglichst viel Schiefer unverletzt gewonnen werden. Sprengen darf nur noch in schwachen Ladungen ausgeführt werden und nur an Stellen, wo der Schiefer schlecht ist oder in der Unterlage im unbrauchbaren Material.»

Stützen und Streben helfen allenthalben

Beim Stollenbau mussten immer wieder Sicherheitsbauten errichtet werden. Wo man auf loses oder wenig tragfähiges Gestein stiess, durften diese Bauten nicht fehlen. Heim verlangte, dass selbst im festen Gestein die Stollenwände ausgemauert, in brüchigem aber ausgewölbt werden müssten. Am häufigsten wurden Holzeinbauten im Stollen vorgenommen, die ihn verstärken und verschränken sollten. Verwendet wurden rohe Rottannenbalken. Diese mussten im Berg nach ungefähr 10 Jahren ersetzt werden. Die Konstruktionen waren einfach: Auf zwei senkrecht stehenden Balken wurde ein Querbalken gezimmert. Die dadurch entstandenen Böcke wurden nach Bedarf gegenseitig verstrebt und

auch mit Seitenwänden versehen. Man konnte aber auch mit einfachsten Abstützungen schon die Stollen sichern, sei es durch Balken, die längs oder auch quer zum Stollen verspiesst wurden.

Der Sicherheitsbau mit Eisenschienen wurde erst gegen Ende des Schieferbergbaues in Elm eingeführt. Man errichtete mit den Eisenschienen, ähnlich wie mit den Holzbalken, Stollenverstreben und Verkleidungen. Die Eisenbauten hatten den grossen Vorteil, dass sie viel länger ihren Dienst taten. Beim Stollenbau waren Belüftung wie Entwässerung von grosser Bedeutung. Öfters wurden die einzelnen Kamine durch sogenannte Entlüftungstollen miteinander verbunden, bisweilen wurde sogar mit einer einfachen Luftpumpe frische Luft aus den Stollen in die Kamine gepumpt.

Das Bergwasser, welches allenthalben auftrat, wurde mit 2 Zoll dicken Röhren abgeführt.

Zu den Sicherheitsbauten gehörten auch Brücken und Stege über sogenannte Gunten von alten Schächten und Kaminen, die sich mit Bergwasser aufgefüllt hatten. Sie stellten dauernd eine grosse Gefahrenquelle für die Arbeiter im Berg dar und kosteten dem Plattenbergaufseher Sebastian Bähler und zwei Italienern das Leben, weil eine solche Brücke einbrach.

Vom Stollen zum Kamin

Der eigentliche Schieferabbau begann erst mit dem Ausbruch des Kamines. Heim sah die Arbeitsfolge so:

«Sind die Stollen im Streichen des Schiefers ... hergestellt, so hat man nun zur Schieferausbeute beliebig viele Angriffspunkte. Von diesen Stollen im Schieferlager – von den Bergleuten meistens 'Strecken' genannt – beutet man nun den Schiefer nach oben aus.»

Er schlug vor, die Kamine sogar bis ans Tageslicht zu treiben, was eine natürliche Lüftung zur Folge gehabt hätte. Zwischen den einzelnen Kaminen mussten Rippen unverletzt bleiben, diese sollten wie Mauern oder Pfeiler in der Fallrichtung der Schieferschicht laufen und den Berg tragen. Da man durch diese Pfeiler einen Teil des guten Schiefers nicht abbauen konnte, erwog Heim in seinem Gutachten sogar:

«Kommt später vielleicht einmal die eine Zeit, wo der Schiefer sehr gesucht wird und neue gute Stellen sich nicht finden lassen, so bleibt immer noch der Weg offen, die ausgebeuteten Hohlräume mit beliebigem Gestein auszubauen, aufzufüllen und dadurch tragfähig zu machen und nachher dafür dann die stehen gebliebenen Rippen wegzunehmen. Diese Methode – gänzliche Ausbeutung unter Ausbauen der Lücken – nennt man Bergbau mit Bergversatz.»

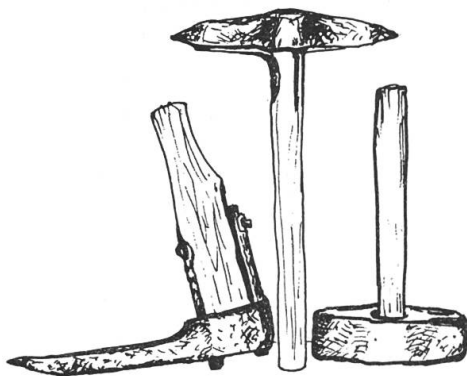
In Elm galten die Normen, dass zwischen den einzelnen Kaminen ein minimaler Abstand von 4 Metern eingehalten werden musste. Doch wurden diese Vorschriften zuweilen grosszügig missachtet. Es entstanden Kamine, die «die Grössen der Kirche von Elm hatten», wie ein geflügelter Vergleich aussagt.

Die Höhe der Kamine hatte auf die Sicherheit im Berg keinen Einfluss, wohl aber deren Breite. Die hohen Kamine, die einen mächtigen Eindruck auf den Betrachter machen, bedeuten also nicht, dass verantwortungslos gearbeitet wurde.

Die Arbeit im Kamin

Die Arbeit im Kamin, wo der Schiefer aus dem Berg getrennt wurde, lässt sich in vier Arbeitsvorgänge unterteilen: Das Freilegen und Ablösen der Schieferblöcke, das Zersägen und der Abtransport.

Im Kamin legten die «Hauer» zuerst die Schieferschichten frei, denn zuoberst fanden sich meist Schichten von wildem Schiefer, der sich nicht gebrauchen liess. Er wurde mit Spitzhämmern abgetragen. Schiefer, der von eng aneinander liegenden Quarzadern durchzogen war, oder in seiner mineralogischen Struktur ungleichmässige und harte Stellen aufwies, wurde als «wilder Schiefer» oder «wildi Waar» bezeichnet. Die harten Stellen wurden auch «Schtieri» genannt; sie liessen sich bei der Verarbeitung nicht schleifen, und auf einer Schreibtafel hätte der Griffel keine Spur hinterlassen.



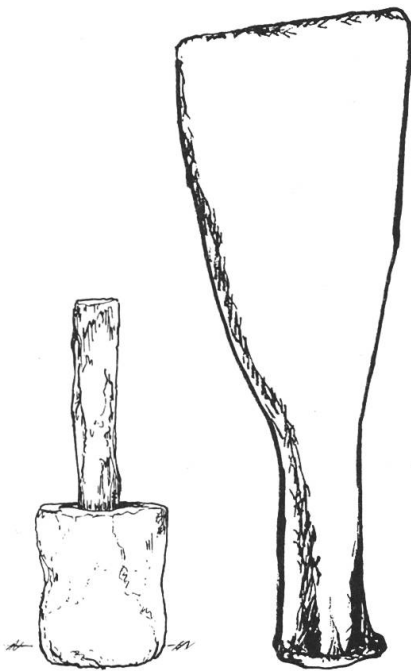
Der Steinpickel diente zum Herauszerren der freigelegten losgebrochenen Schieferblöcke

Der Spitzhammer oder Zweispitz. Er wurde vor allem im Berg verwendet, um die Schieferblöcke vom stehenden Fels zu hauen.

Der Bohrhammer ist ein schwerer Stahlhammer mit einem 40 Zentimeter langem Eschenholzstiel. Dieser kurze Hammer wurde vor allem beim Bohren und zum Arbeiten an wenig zugänglichen Stellen verwendet.

Unter diesem unbrauchbaren Gestein kam dann der gute Schiefer zum Vorschein. Er war durchzogen von feinen Quarzadern, «Gläss» oder «Zigerdrööt». «Gläss» nannte man dünne, schnurgerade Quarzadern, im Gegensatz zu «Zigerdrööt», die wellenförmig verliefen. Die Hauer hatten jetzt entlang des Stollenbodens einen keilförmigen, 20 bis 30 Zentimeter tiefen Graben in den Schiefer zu hauen. Sie knieten auf einer «Amballasche», einem zusammengefalteten Stück Stoff. Man arbeitete je nach der Grösse des Kamins in 2er bis 4er Gruppen, dabei unterschied man sich nach linken und rechten Hauern.

Die gleichen Gräben mussten entlang der Seiten ausgehoben werden. Dabei war es wichtig, dass die kleinen und kleinsten Quarzadern ausgenützt wurden, denn dadurch konnte ein gutes Brechen erreicht werden. Für diese Arbeit verwendeten die Plattenberger, wie man die Arbeiter nannte, Steinschlegel und Meissel. Das Ablösen der Schieferblöcke, «Bätsch ablööse» oder «Bätsch usem Bärg useplündere», geschah zusätzlich mit Anspaltbissen, Holzkeilen und Hebeisen. Unter dem Block wurde ein Anspaltbissen mit einem Eisenschlegel hineingetrieben. Entlang der Verlaufsrichtung, in der der Keil getrieben wurde, löste sich der Block auf seiner ganzen Unterfläche langsam von seiner Unterlage. Einige Sekunden, nach dem der Keil eingeschlagen worden war, deutete ein bestimmtes Geräusch an, dass der «Bätsch» sich von seiner Unterlage gelöst hatte. Durch Holzkeile wurde die Ablösung oder der «Stich» weiter von der Unterlage



Spaltschlegel und Spaltbissen

Der Spaltschlegel ist ein zylindrischer Holzhammer mit einer Dornschaftung aus Rottanholzw. Er wurde auch «Kümpfel» genannt. Mit diesem «weichen» Holzhammer wird der Spaltbissen sorgfältig in den Schieferblock geschlagen. Sobald sich der Block zu spalten beginnt, wird mit einer Holzschiene der Spaltvorgang weiter geführt. Der Holzschlegel hat einen Durchmesser von 10 Zentimeter.

Der Spaltbissen ist ein Eisenkeil mit einer breiten Schneide. Er ist aus einem runden Stab geschmiedet. Mit diesem Werkzeug werden die Schieferplatten bis auf eine Dünne von 3 Millimetern gespalten. Der Spaltbissen stammt aus der Werkstatt der Gebrüder Schenker, Elm. Seine Länge beträgt 125 cm, das Grössenverhältnis der beiden Zeichnungen stimmt also nicht.

abgehoben, bis mit dem Pickel unter den Block gefahren und so der «Bätsch» vollständig aus dem Berg herausgerissen werden konnte. Ein grosser «Bätsch» musste gleich an Ort und Stelle zersägt werden. Man brachte ihn mit der Stockwinde und den Hebeisen in die gewünschte Lage. Mit der Schiefersäge wurde zuerst ein Keil herausgesägt, um besser nachsägen zu können. Dann setzte man einen Metallkeil zwischen zwei Bleche, um den Schiefer zu schonen, und schlug ihn mit einem «Blütscher», einem Steinschlegel, fest. Ein einziger starker Hieb spaltete den Block. Hatte man beim Sägen die genaue Richtung des Schieferverlaufes eingehalten, so brach der Block in der geraden Verlängerung des Sägeeinschnittes auseinander. Hatte man die Richtung nicht erraten, so folgte der Bruch dem Gang des Schiefers. Diese Bruchstellen gaben den Zeichnern einen Hinweis auf die Richtung des Schiefers, die sie bei ihrer Arbeit zu berücksichtigen hatten.

Die Schiefersäge brauchte man im Berg zum Zersägen grosser Schieferblöcke



All diese Arbeiten geschahen noch unmittelbar bei der Bruchstelle. Jetzt mussten die Blöcke, die zum Teil in beträchtlichen Höhen in den Kaminen gebrochen wurden, auf das Niveau des Förderstollens gebracht werden. Die Kamine waren sehr steil, so dass die Blöcke von selbst hinunterrutschten. Unten wurden sie durch ein kleines Mäuerchen aufgehalten. Wurde ein Block den Kamin hinuntergelassen, so ertönte der Ruf «ewegnii». Er galt den Arbeitern im Stollen, die die Blöcke auf die Rollwagen schafften und ans Tageslicht fuhren.

In den Elmer Bergwerken wurden Rollwagen mit einer Spurbreite von 60 Zentimetern verwendet. Je nach Anlage der einzelnen Stollen entstanden ganze Schienensysteme mit Weichen und sogar mit einer Drehscheibe. Da die Gänge meist eine kleine Neigung hatten, war es leicht, die vollen Wagen zu stossen. Allerdings mussten im Tschingelboden, auf eine Länge von 30 bis 40 Metern, wo der Stollen eine zu grosse Neigung aufwies, die vollen Wagen mit einer Seilwinde hinuntergelassen werden. Vor dem Berg wurden die mit Schiefer beladenen Wagen direkt vor die Hütten, jene mit Schutt auf die Schutthalden geführt, die ein Charakteristikum für jeden Stollen waren. Der Abfall konnte teilweise weiterverarbeitet werden, indem er in Schiefermühlen zu Schieferstaub vermahlen wurde, der als Spachtelmasse im Karrosseriegewerbe und sogar bei der Herstellung von Grammophonplatten Verwendung fand. Im alten Plattenberg, vor dem Bergsturz, war der Schiefer mehrheitlich mit Schlitten transportiert worden.



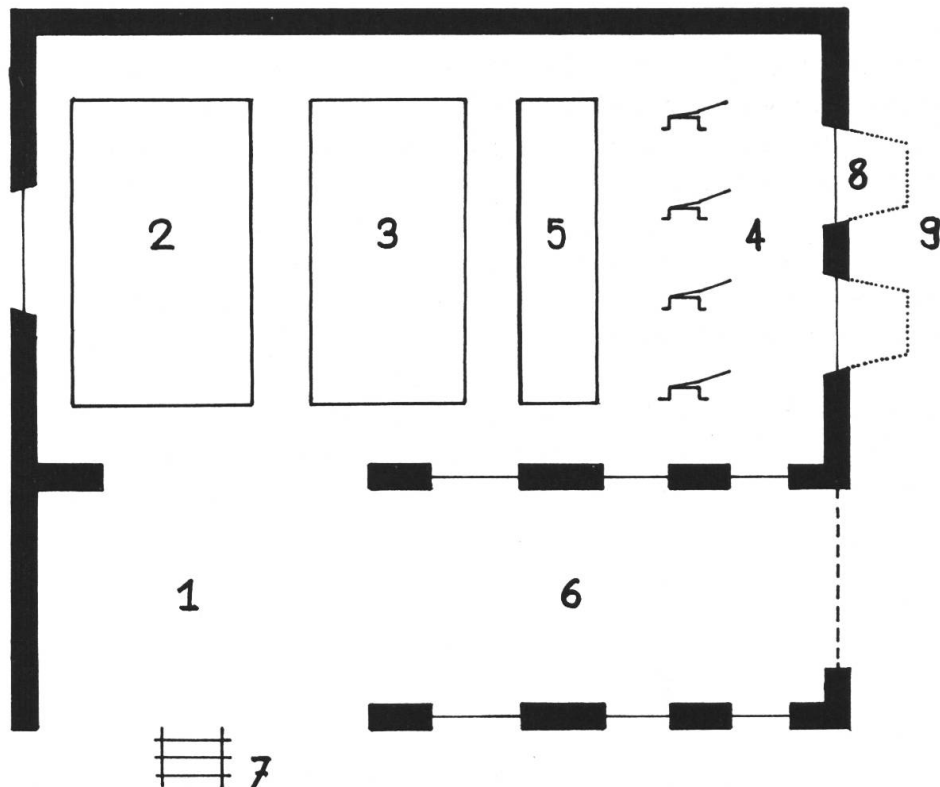
Erst um 1900 löste die Karbidlampe die früher übliche Öllampe ab, die nur spärliches Licht verbreitete. Sie hat eine Höhe von 42 Zentimetern. Zuunterst befindet sich der gusseiserne Karbidbehälter mit einem Durchmesser von fast zehn Zentimetern. Darauf wird der Wasserbehälter aus Messing geschraubt, welcher oben eine Brenndüse, eine Regulierschraube für das Wasserventil und einen Wassereinfüllstutzen aufweist. Eine Füllung reicht für ungefähr sechs Stunden.

Die Arbeit in den Hütten

In den Hütten wurde in Kompanien gearbeitet. Je nach der Grösse der Hütte fanden vier oder auch mehr Kompanien Platz, im äusseren Berg waren es sogar zehn. Eine Kompanie bestand aus je einem Spalter, Zeichner, Reisser und Scherer.

Üblicherweise bestanden die Hütten aus einem Vorraum, wo sich die Spaltbänke befanden. Im Hauptraum standen der Zeichnertisch, der Reissertisch und die Scheren, die auf Böcken entlang der Fenster montiert waren. Zum Spalten dienten die Schiefersäge, der Spaltschlegel aus Holz, die metallenen Spaltbissen und die Spaltschienen aus Holz. Die hergebrachten Blöcke, grosse dicke Platten, hatten normalerweise glatte Oberflächen. Grosse Platten wurden am Boden gespalten.

Für den Spalter galt der Grundsatz: «Immer auf die Mitte spalten,» so dass zwei gleich dicke Schieferplatten entstanden. Zum Spalten brauchte der Arbeiter immer eine «gesunde» Kante, was soviel wie eine gerade Kante bedeutet. Waren die Ränder ungleichmässig, so musste zuerst mit der Schiefersäge eine gesunde Kante gesägt werden.



Systematische Darstellung einer Arbeitshütte

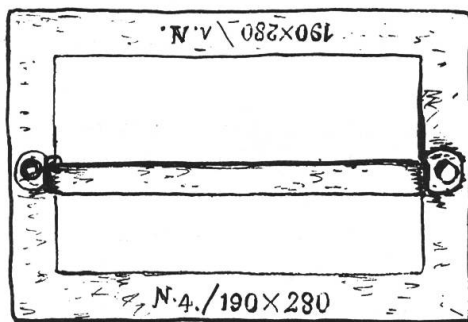
- | | |
|--|---------------------|
| 1 Arbeitsplatz der Spalter | 6 Vorraum |
| 2 Zeichnertisch | 7 Ende der Rollbahn |
| 3 Reissertisch | 8 Auswurfschlitz |
| 4 Arbeitsplatz der Scherer | 9 Schutthalde |
| 5 Ablagetisch für die brauchbaren gebrochenen Schiefertafeln | |

Zum Spalten wurde der «Bätsch» zwischen die Beine genommen, so dass er mit den Knien hin und her bewegt werden konnte. Der Spaltbissen, auf die Mitte angesetzt, wurde mit einigen massvollen Schlägen des Holzhammers senkrecht zur Kante in den Schieferblock getrieben. Sobald sich der «Bätsch» zu spalten begann, nahm der Spalter eine Holzschiene zur Hand, die er in den Spalt stieß. Er fuhr damit im Riss hin und her, bis sich nach wenigen Sekunden der Schieferblock teilte. Dieser Vorgang wurde so oft wiederholt, bis die Schieferplatten eine Dicke, oder sagen wir besser eine Dünne von ungefähr 3 Millimetern aufwies. War ein Schieferblock fertig gespalten, so wurden die einzelnen dünnen Schieferplatten wieder aufeinandergelegt, so dass der Schieferblock auf dem Zeichnertisch liegend einem Buche glich. Deshalb wurde ein gespaltener «Bätsch» auch «es Buech» genannt. Die Arbeit des Spalters war die anspruchsvollste im Hüttenbetrieb. Sie erforderte eine reiche Erfahrung und ein Gefühl für den Stein, weil nur allzu leicht die dünnen, wertvollen Platten zerbrachen.

Beim «Buch» auf dem Zeichnertisch hatte der Zeichner den Lauf des Schiefers festzustellen. Dazu half ihm die Linienstruktur des Schieferstaubes, die wie Strömungslinien vom Ansatzpunkt des Spaltbissens aus in ovaler Form «mit dem Berg» auf der Platte abgezeichnet sind.

Die Abrissstellen der Schieferblöcke sowie das sogenannte «Widerbärg-Bord», welches in der Ebene der Schieferplatte stets senkrecht zum Gang des Schiefers stand, waren weitere Hilfen, um den Lauf oder Gang zu bestimmen. Vor allem bei grösseren Platten war es wichtig, dass die Tafelrechtecke immer im rechten Winkel zum «Gang» des Schiefers gezeichnet wurden, weil sonst die Platten auch nach dem Reissen nicht entlang der gewünschten Linien brachen.

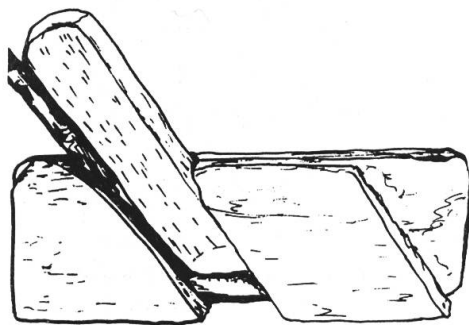
Der Zeichner hatte für seine Arbeit Tafelschablonen in verschiedenen Grössen und den Reissnagel. Er zeichnete die Tafelrechtecke auf die Platten, indem er mit dem Reissnagel die Umrandungen abfuhr. Seine Aufgabe und auch seine Kunstfertigkeit bestand darin, alle Platten möglichst gut auszunutzen, so dass wenig Abfall entstand. «Wenn einer Blätter hatte so gross wie ein Tisch, musste er Routine haben, damit er das Blatt gut auszeichnen konnte. Wenn es mit der grossen Schablone nicht einschlug, musste man kleine nehmen», so wurde berichtet.



Mit Schablonen zeichnete der Zeichner die Tafeln auf den dünnen Schieferplatten vor. Mit dem Reissnagel wurden die Umrisse der Schablonen auf die Schieferblätter geritzt.

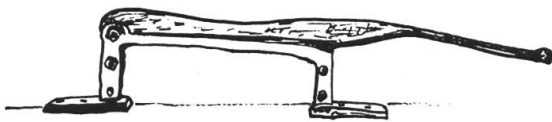


Die Zeichner arbeiteten meist sitzend. Diese Arbeit wurde häufig von den Zeichnerbuben gemacht. Diese begannen ihr Handwerk mit dem Anzeichnen von Einerfetzen. Oft gingen die Knaben nach der Schule in die Hütten der Plattenberge. Ihre Arbeit galt als einfachste Beschäftigung und war für viele der Einstieg in die Tätigkeit eines Plattenbergers. Die Aufgabe des Reissers war das Anritzen der angezeichneten Tafelrechtecke und durch das Reissen so zu vertiefen, dass die Schieferplatte entlang der Linien gebrochen werden konnte. Das «Buch» wanderte anschliessend zum Reissertisch. Mit dem Reissshobel, einem Holzwerkzeug mit zugespitztem Stahlnagel, wurde im Stossen die Schiefer-



Der Reissshobel ist ein handlicher Holzklötz, in dem ein Holzkeil einen Metallstift festhält. Die herausgesägte Schräge am vorderen Ende gibt dem Reisser die genaue Führung an. Mit dem Reissshobel werden die vorgezeichneten Linien auf der Schieferplatte vertieft, bis sich die Platte leicht nach oben brechen lässt.

platte weiterverarbeitet. Die fertig gebrochenen Tafeln wurden, nach Grössen geordnet, aufgestapelt. Die Einerfetzen, wie auch die Randpartien der einzelnen Blätter, mussten vom Scherer zugeschnitten werden. Die Einerfetzen kamen direkt zum Scherer. Er musste immer darauf achten, dass er gegen den Lauf des Schiefers schnitt, weil sonst die Ecken abbrachen, weshalb er im ersten Arbeitsgang nur zwei Seiten schneiden konnte. Der Zeichner musste dann auf der Rückseite noch einmal die Grösse anzeichnen, damit der Scherer die Tafel sauber zuschneiden konnte.



Die Schieferschere war auf einem Holzbock befestigt. Beim Schneiden des Schiefers muss genau auf den Verlauf des Schiefers geachtet werden. Mit der Schere wurden Randstücke zurecht geschnitten.

Zu welchen Leistungen eine Kompanie fähig sein konnte, zeigt die folgende Geschichte, die uns ein Schieferarbeiter mit Stolz und einigem Schmunzeln erzählte:

«In die Hütte vor dem Gstöck-Stollen kam einmal der Aufseher. Er wolle morgen sehen, wieviele Tafeln eine Kompanie mache und welche Kompanie mehr produziere, die im Gstöck oder die auf dem Boden. Der Hüttenmeister, er war Stapler, sagte den Arbeitern im Berg, sie sollten am nächsten Tag gute Ware liefern. Ich riss damals, aber es war kein guter Zeichner da, darum machte ich diese Arbeit selbst an diesem Tag. Wir hatten einen Block, der mass zwei auf einen Meter und war 30 Blätter dick. Ich konnte sechs «Dreieinhalber» (Tafelmass Nr. 2) auf einer Reihe machen, vorne eine legen, dann eine stellen, dann gab's 36 Tafeln auf ein Blatt. Am Abend hatte der Scherer so viele Tafeln, dass er kaum mehr aus dem Loch kam. Wir hatten so viele Tafeln, dass der Scherer aus der zweiten Kompanie aus den Tafeln klettern musste. 13 Beigen à 300 Tafeln hatten wir, dass sind 4 300 (!). Der Chef kam und fragte, wieviel habt ihr gemacht? Der Hüttenmeister sagte: 4 300! Nicht möglich!» staunte der Chef. Und dabei lachte unser Erzähler herzlich.

Von der Hütte wurden die fertigen Tafeln ins Magazin transportiert, anfänglich auf dem Rücken, später mit der Seilbahn. Im Magazin wurden sie nach den Grössen gelagert. Ein Grossteil der Platten wurde ins Ausland verkauft und nur ein kleiner Teil blieb zur Weiterverarbeitung im Land.

Die Elmer Schieferlager werden wieder ausgebeutet

Der Bergsturz bereitete dem sich hoffnungsvoll anbahnenden Auslandsge-
schäft ein jähes Ende. Der wertvolle Elmer Schiefer hatte sich verdientermassen einen ausgezeichneten Ruf erworben, und die Geschäftspartner bedauerten den Ausfall sehr, auch wenn sie durch Reklamationen und Skonto-Feilscherein die gemeindeeigene Firma zeitweise an den Rand des Ruins gebracht hatten. Häufig gaben die Kunden der Hoffnung Ausdruck, dass bald wieder mit der Lieferung von Elmer Schiefer gerechnet werden könne. So schrieb zum Beispiel Andreas Wunder, der ehemalige Generalvertreter des «Schieferbruches Elm»:

«Da sie durch den Bergsturz in eine drückende Lage versetzt wurden, thut mir sehr leid, und wird die Catastrophe von hiesigen Geschäftstreibenden in dieser Artikel sehr nach-

theilig empfunden. Sollten sie mir in nächster Zeit bezüglich Schieferlieferungen – wenn auch nur in kleinen Quantumen – etwas mitzutheilen in der Lage sein, wäre ich ihnen sehr verbindlich dafür. Es wurde der Bezug von Roh-Schiefer von verschiedenen Seiten, als von Frankreich, Belgien angestrebt, doch wird der Elmer Schiefer nicht leicht ersetzt.»

Viel schlimmer waren die Folgen für die unmittelbar Betroffenen des Bergsturzes, für die um ihren Brotkorb gebrachten Arbeiter. Trotz Aufräum-, Wuhr- und ersten Urbarisierungsarbeiten sah die Zukunft düster aus. Die Not nahm von Jahr zu Jahr zu, und veranlasste eine Anzahl Arbeiter am 30. Mai 1887 zu einer Petition an die Gemeindeversammlung, es solle nach Möglichkeiten gesucht werden, da oder dort wiederum Schieferbrüche zu eröffnen, weil «die ärmere Klasse stark unter dem Mangel leide, keinen ständigen Verdienst zu haben.» Diese Petition gab den Anstoss für ein neues Kapitel im Elmer Schiefergewerbe.

Am 17. Juni wurde eine Kommission gebildet und beauftragt, nach geeigneten Abbauplätzen Ausschau zu halten. Bereits nach einem Monat vermerkt das Protokoll des Gemeinderates, dass das Graben im Falzüber-Geren und auch im Gschwänd wenig verheissungsvolle Resultate erbracht habe. Aber noch hegte man Hoffnungen, im Alpliwaldbord, das Josef Freitag gehörte, abbauwürdigen Schiefer zu finden.

Im gleichen Sommer weilte auch Professor Albert Heim in Elm, wo er einmal mehr das Bergsturzgebiet zu inspizieren hatte. Er fasste seine Beobachtungen in einem Gutachten an die höchsten Bundesstellen zusammen:

«Ein irgendwie gefährlicher oder schädigender Absturz ist im Bergsturzgebiet von Elm nach menschlichem Ermessen nicht mehr zu befürchten.»

Mit diesem Urteil des Fachexperten für Elmer Gesteinsfragen wurde die Hoffnung auf die Neueröffnung von Schieferbrüchen am Tschingelberg genährt. Die Hoffnung auf eine erneute Verdienstquelle wuchs.

Am 29. Januar 1888 gelangte der Sonnenwirt Samuel Rhyner mit einer Eingabe an den Gemeinderat. Er machte vorerst einmal mehr auf die unbedingte Notwendigkeit aufmerksam, dass bei der herrschenden Verdienstlosigkeit die Eröffnung von Schieferbrüchen dringend sei. Er erklärte sich bereit, eine Konzession zu übernehmen. Doch der Gemeinderat nahm ausweichend Stellung: «So wünschbar es vom Gemeinderath erachtet werde, eine derartige Verdienstquelle zu eröffnen u so gerne derselbe hiez zu Hand bieten möchte, müssen doch die Aussichten als ungünstig bezeichnet werden, indem einerseits bei dem letztjährigen Untersuchen nirgends Schieferlager vorgefunden wurden, anderseits die Wiedereröffnung eines Schieferbruches auf der früher betriebenen Stelle im Absturzgebiete sowohl bei der Regierung als auch bei hies. Privaten voraussichtlich auf entschiedenen Widerstand stossen dürfte, sei es diese Angelegenheit einstweilen zu verschieben. Es soll Rücksprache genommen werden, wo allenfalls gegraben werden könnte.»

Es dauerte aber nicht lange, bis der Gemeinderat einmal mehr von der Gemeindeversammlung den Auftrag erhielt:

«Bezüglich die mögliche Wiedereröffnung eines Schieferbruches, wodurch der hies. bedürftigeren Arbeiterklasse Arbeit u Verdienst verschafft werden könnte, wird beschlos-

sen: Es sei dem Gemeinderath Auftrag u Vollmacht zu ertheilen, sowohl an der Stelle des früheren, nunmehr verschütteten Plattenberges als an andern geeigneten Stellen durch fachmännische Experten den Untersuch auf das Vorhandensein von abbauwürdigen Schieferlagern vornehmen u dabei feststellen zu lassen, ob und unter welchen Bedingungen daselbst die Schiefergewinnung gestattet werden könnte.»

Die Last der arbeitslosen Elemente

Im Gemeinderat erinnerte man sich eines Schreibens, das am 11. Mai 1888 in dieser Angelegenheit an die Regierung nach Glarus gesandt worden war. Die Regierung war durch das Gesuch von Samuel Rhyner über die Presse informiert worden und verlangte vom Gemeinderat eine Stellungnahme. In diesem Schreiben wurde in wenigen Sätzen die Geschichte des Elmer Schieferabbaues geschildert und auf die Bedeutung eines Verdienstes für die Bevölkerung hingewiesen, zumal jetzt die Folgearbeiten der Katastrophe beendet seien:

«Es konnten dies aber nur vorübergehende Notbehelfe sein u es wäre ein solches Vorhaben auf die Dauer unmöglich, da kaum von einer Gemeinde verlangt werden könne, die arbeitslosen Elemente jederzeit auf ihre Kosten zu beschäftigen. In dieser Hinsicht gestalteten sich die Aussichten der Gemeinde ungünstig u es müsste namentlich für das Armenwesen eine immer schwerere Belastung befürchtet werden, um so mehr, da sich zur Auswanderung wenig Lust zeigt, da dieselbe zur Zeit überhaupt wenig Verlockendes bietet u anderseits die Beiträge durch die Gemeinde bedeutend beschränkt worden sind. ... Allgemein glaubt man dagegen, dass an der Stelle des früheren Plattenberges nach Absturz der darauf ruhenden Felsmassen reichhaltige Schieferlager so nahe zu Tage liegen, dass dieselben ohne verhältnismässig grosse Kosten u Mühen ausgebeutet werden könnten. U es sind uns diesfalls bereits Offerten für Übernahme von Conzessionen eingereicht worden. Wir halten uns aber nicht für befugt den Status quo an dieser Stelle ohne ihre Bewilligung irgendwie zu verändern, da die Wiedereröffnung des Betriebes ohne gründlichen Untersuch für die Sicherheit der Arbeiter u des anliegenden Geländes nach aussen hin Aufsehen erregen würde.»

Mit diesem Schreiben war jetzt auch offiziell die Wiedereröffnung der Schieferbrüche beantragt.

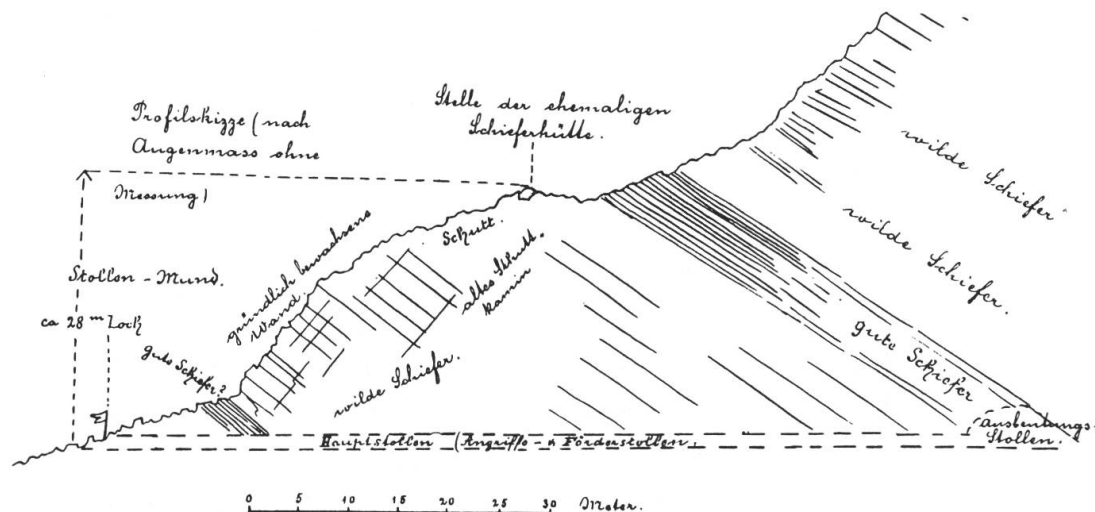
Expertise Albert Heims

Am 2. Juni 1888 wurde auch schon Professor Albert Heim um eine Expertise angefragt. Er solle abklären, ob es eine Möglichkeit gäbe, die Schieferbrüche in Elm wieder zu betreiben, und mit welchen Risiken dabei gerechnet werden müsste.

Der Regierungsrat konnte an seiner Sitzung vom 14. Oktober den mehrseitigen Bericht der Herren Albert Heim, Regierungsrat Peter Zweifel und Plattenbergaufseher Johann Wyss zur Kenntnis nehmen, nachdem die drei Experten im Juli umfangreiche Besichtigungen in Elm vorgenommen hatten. Der Bericht, wir haben ihn bereits teilweise im vorigen Kapitel besprochen, befürwortet den Schieferabbau mittels Stollen. Einem Zusatz zum Gutachten entnehmen wir einige Sätze:

«Am Tschingelberg ist östlich des ehemaligen Schieferbruches das ziemlich mächtige Lager der guten Schiefer schön entblösst. Es streicht regelmässig von W(est) S(üd) W(esten)

nach O(st) N(ord) O(sten) und fällt 25 bis 30° gegen S(üd) O(sten) ein. Die westliche Fortsetzung ist durch den aus der Bergsturzniche tretenden Schutt bedeckt. Die Ecke, auf welcher die östliche Schieferhütte stand, ist in ihrer Gestalt noch erhalten, ebenso das westlich daneben zur Tiefe gehende Felskamin, durch welches früher der Abfallschutt hinabgeworfen wurde. Die nach unserer Ansicht weitaus günstigste Stelle zum Ansatz des Stollens liegt nun direkt unterhalb des Felskopfes, auf welchem die Hütte stand und zwar im Niveau ca 26 bis 28 m tiefer. ... Schon im vordersten Theil des Stollens wird man wahrscheinlich auf ein tieferes Schieferlager treffen, allein dort darf nur der Stollen durchgebrochen werden. Eine Schieferausbeute würde dort den Fuss des höheren Gehänges zu sehr schwächen.»



Planskizze von Professor Albert Heim im Gutachten über die Wiedereröffnung eines Schieferbruches am Tschingelberg.

Zusammenfassend hält der Bericht fest, dass es auf Tagwensgebiet noch weitere Schieferlager gibt: Auf der Erbsalp hinter dem Oberstafel, dessen Abbau aber nicht empfohlen wird, weil die Ausbeutungszeit zu kurz ist und durch einen Bruch an dieser Stelle eine schöne Alp zerstört werden müsste. Zur Schieferausbeute empfohlen aber wurden das bereits beschriebene Gebiet im Tschingelberg, ein Schieferlager in der Bucheggiruns, ein kleineres Schiefervorkommen im oberen Gebiet des Gutes Gschwend, ebenso ein kleineres Lager im Gebiet der Nünenweid, alle mit Stollen ausbeutbar, und ein Lager an der unteren Ecke von Gschwend, für welches der Tagbau als geeignet erachtet wurde.

Doch nicht erwünscht?

Mit diesem Bericht war auch von den Experten der Segen zu Vertragsverhandlungen gegeben worden. Der Gemeinderat wagte es aber diesmal nicht, die Initiative zu übernehmen und die Schieferbrüche in eigener Regie zu betreiben. Er trat mit dem Kanton in Unterhandlungen. In langen und zähen Ausmarchungen einigte man sich auf einen Konzessionsvertrag von 25 Jahren. Elm und die Vertreter des Kantons kamen überein, das finanzielle Risiko möglichst klein zu halten. Deshalb verzichtete Elm auf einen fixen jährlichen Zins. Die Gemeinde

sollte nach Abzahlung aller Investitionen, die das Land für die Neueröffnung der Brüche zu leisten hatte, zur Hälfte am Gewinn beteiligt werden. An der Gemeindeversammlung vom November 1889 wurde der Vertrag genehmigt. Von den ungefähr 200 stimmberechtigten Elmern waren jedoch nur 50 anwesend (!) und das Abstimmungsergebnis fiel mit 27 Befürwortern und 23 Gegnern recht knapp aus. Bedenkenswerte Zahlen ... Der Regierungsrat versuchte, seine Vorlage mit einer ausführlichen Botschaft dem Landrat beliebt zu machen. Er argumentierte, dass die Neueröffnung eines Schieferbruches mittels Stollenbau keine Risiken in sich berge, dass die Schaffung von Arbeitsplätzen für Elm eine grosse Bedeutung habe und dass das Land, respektive die Landesplattenbergverwaltung, mit Vorteil sich dieses Geschäftes annehmen sollte, weil sie bereits die Infrastruktur besitze und weil dadurch ein neuer Geschäftszweig angegliedert werden könne. Die Aussichten für das Geschäft wurden als günstig betrachtet:

«Übrigens sind wir mit dem Elmer Schiefer durchaus nicht auf Deutschland allein angewiesen, sondern es wird derselbe noch nach einer Reihe andern Staaten Spanien, Frankreich, Italien und namentlich auch nach Russland und Österreich verlangt.»

Diese Aussichten entsprachen durchaus einem möglichen Kundenkreis. Von jenem Hilarius Rhyner aus Frutigen heisst es nämlich:

«Dank der vorzüglichen Qualität (des Frutiger Schiefers) wurden schon in den Achtzigerjahren Rohschiefer nach fast allen zivilisierten Ländern, sogar über den Ozean geliefert.»

Der Vertrag stiess nicht überall auf Zustimmung. Die Berner Zeitung (!) beanstandete den Passus, der vorsah, dass nach Ablauf der 25jährigen Konzessionszeit alle durch den Kanton erstellten Gebäude und Einrichtungen in den Besitz der Gemeinde übergehen sollten. Die Zeitung argumentierte, dass Bodenschätze nur der Allgemeinheit, also dem Staat, gehören sollten. Auch in der «Neuen Glarner Zeitung» wurden Bedenken geäussert. Unter dem Titel «Plattenberg und Eisenbahn» wurde ausgeführt, dass die Gemeinde Elm einen Konzessionsvertrag mit dem Land anstrebe, um mit dem Schiefergeschäft auch eine Beschleunigung des Eisenbahnprojektes zu erreichen. Der Schreiber meinte, Elm würde gut tun, auf die Unterstützung des Landes im Falle des Schieferbruches zu verzichten. Es könne dann um so eher bei der Verwirklichung der Eisenbahn einen grösseren Beitrag vom Kanton erwarten. Der Kanton könne schliesslich nicht zweimal im gleichen Atemzug eine Gemeinde bevorzugen ...

An der Landratssitzung vom 29. Januar 1890 wurde das Vertragswerk nach Strich und Faden zerzaust. Es sei nicht Sache des Staates, solche Geschäfte zu übernehmen, erstens aus grundsätzlichen Überlegungen, und zweitens zeige doch gerade das Beispiel des Landesplattenberges in Engi zur Genüge, dass der Staat kein kaufmännisches Geschick besitze. Bei der Abstimmung, ob überhaupt eine Beratung über das Vertragswerk stattfinden solle, wurde mit 50 zu 7 Stimmen beschlossen, nicht auf das Projekt einzutreten. Damit war für Elm das Signal gegeben, die Verpachtung der Schieferbrüche öffentlich auszuschreiben.

Schieferbruch = Verpachtung.

Der Gemeinderath, Namens des Tagwens Elm, ist im Falle, einen größern Complex Boden im Gebiete des frühern Schieferbruchs am „Tschingelberg“ zum Zwecke der **Schiefergewinnung** mittelst Stollenbau für eine längere Zeitdauer zu verpachten. Das Vorhandensein reichhaltiger Schieferlager daselbst steht außer Zweifel und ebenso darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß der hiesige Schiefer als vorzüglichstes Material namentlich zur Schreibtafel-Fabrikation im In- und Auslande anerkannt ist. Für Einsichtnahme der Bedingungen und Verpflichtung der Verpächter wollen sich allfällige Bewerber an Hrn. Präsident Frid. Hauser daher wenden, bei welchem auch Pachtofferten per Jahr verschlossen und mit der Ueberschrift: „Pachtangebot für Schieferbruch“ bis Ende ds. Mts. einzureichen sind.

Elm, den 13. Februar 1890.

Der Gemeinderath.

Der Unternehmungsgeist erwacht wieder

Die Offerten für die Schieferkonzession trafen Ende Februar ein: Ratsherr Fridolin Blumer bot 600 Franken als jährlichen Pachtzins; Ratsherr Fridolin Bähler, Matt 400 Franken und der Plattenbergverwalter Stauffacher von Engi offerierte 800 Franken. Diese Angebote waren für den Gemeinderat nicht annehmbar. Er hatte einen höheren jährlichen Pachtzins erhofft. Deshalb beschloss man, weitere Angebote abzuwarten. Was die einzelnen Offertsteller zu geben nicht bereit waren, erhielt die Gemeinde von der Companiegesellschaft Blumer, Marti, Rhyner u. Cie. Für einen jährlichen Zins von 2 320 Franken verpachtete der Tagwen ihnen das Recht, am äusseren Berg, wo das Gutachten der Experten die besten Chancen für einen erfolgreichen Stollenbau vorhersah, nach Schiefer zu graben.

Am 9. Februar 1890 schloss der Gemeinderat mit Waisenvogt Georg Rhyner einen weitem Konzessionsvertrag ab, welcher ihm gestattete, für einen jährlichen Zins von 200 Franken in der Jätzalp nach Schiefer zu graben. Dieses Vorhaben schlug fehl. Mehr Erfolg hatte Georg Rhyner mit einem Stollen, den er von seiner Liegenschaft am Tschingelberg aus vortrieb. Er stiess auf reiche Schieferlager, die ein gutes Geschäft versprachen. Allerdings geriet er bald in eine Auseinandersetzung mit der Gemeinde, weil die Grenzen zwischen seinem Eigentum und dem des Tagwens seit dem Bergsturz nicht genau geregelt waren.

Auch die Firma Blumer, Marti, Rhyner u. Cie. stiess auf reiche Schieferlager, und das Geschäft liess sich gut an.

Drei Jahre später bildete sich eine weitere Gesellschaft, die Firma Hauser, Bähler u. Cie., der auch die Elmer Aktionäre Jakob Elmer, Hilarius Rhyner und der eingebürgerte Deutsche Johann Widmeier angehörten. Sie trieben ihre Stollen im Boden und Gstöck vor und erreichten ebenfalls gute Lager.

Das Schiefergeschäft gedieh zusehends und bot für die männliche Bevölkerung wieder einen guten Verdienst. Jetzt fehlte es nur noch an einem Gegenstück für den weiblichen Teil. 1895 versuchte der Gemeinderat auch für ihn eine Verdienstquelle zu schaffen. Er plante, die Seidenweberei einzuführen und sah vor, die Webstühle in einem Raum des Gasthauses «Elmer» oder der «Sonne» aufzustellen. Es blieb auch diesmal beim Wollen.

Die Schieferlager erschöpfen sich

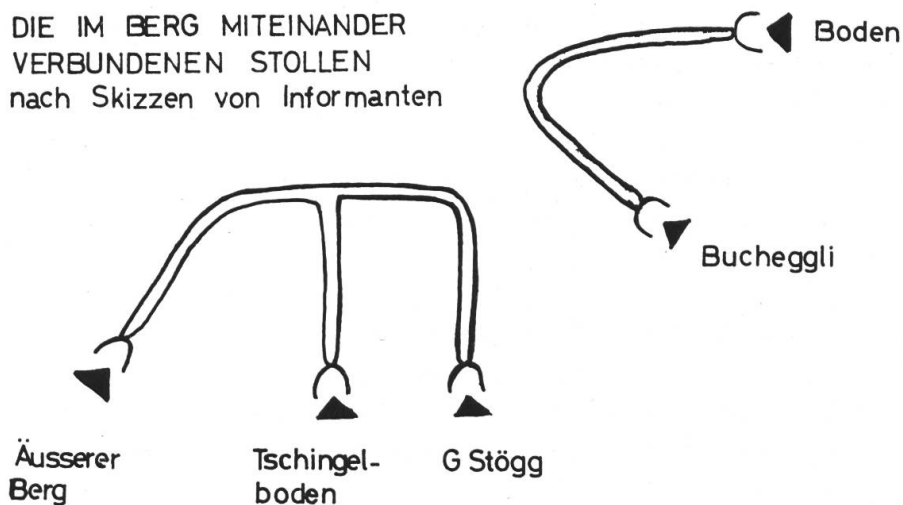
Im April 1909 bewilligte der Regierungsrat im Gstöck den Bau eines Stollens. Dass die Schieferlager nicht unerschöpflich waren, erfuhr die Firma Blumer, Marti, Rhyner u. Cie., die während 20 Jahren mit Erfolg im äusseren Berg den Abbau betrieben hatte. Sie stellte 1910 mit dem Auslaufen der Konzession ihren Betrieb ein, weil der Berg keine erfolversprechenden Lager mehr aufwies. Die andern Gesellschaften schlossen sich in der Folge zu einer einzigen Gesellschaft zusammen, die sich «AG Schieferbruch Elm» nannte.

In mehr oder weniger regelmässigen Abständen wurden die Bergwerke inspiert, meist vom Kantonsingenieur, zuweilen auch vom eidgenössischen Bergwerksinspektor. Ihre Berichte enthielten nur in Ausnahmefällen Kritik an den Stollen und am Schieferabbau. Dagegen wurde öfters die vernachlässigte Nachführung der Stollenpläne gerügt. Diese Arbeit wurde immer aufwendiger und komplizierter, denn bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts war ein ganzes Labyrinth von Stollen entstanden, die zum Teil übereinander lagen und miteinander verbunden waren. Leider konnte bis heute der einstmals erstellte Gesamtplan nicht gefunden werden. Wir sind deshalb auf die Schilderungen der Gebrüder Schenker angewiesen, Kenner der örtlichen Verhältnisse, weil sie nach dem Ende des Schieferabbaus die Schichten nur für den Bedarf ihrer Schiefertafelfabrik ausbeuteten. Sie berichteten, wie sie ein gutes Lager erreichen konnten:

«Da waren drei Stollen übereinander. Wir mussten ins Gstöck hinein, dann ging es obsi und nach hinten, da war ein Seitenkamin, da haben wir eine Leiter angestellt; die Leiter ufi in den obersten Stollen, dann nach hinten. Auf Karetten hat man von dort die Schieferblöcke nach vorne gebracht, teils auch auf Tragbahnen.»

Ein weiteres Augenmerk richteten die Inspektoren auch auf den stillgelegten Bruch der Firma Blumer, Marti, Rhyner & Cie. 1912 wurde verlangt, dass der Stolleneingang geschlossen und die Hütten abgebrochen werden müssten, weil nur so jegliche Gefährdung durch unvorsichtiges Betreten vermieden werden könne. Es ist einmal mehr verwunderlich, dass die zeitgenössischen Berichte kaum je einmal von einer unfachgemässen oder raubbauähnlichen Schiefergewinnung sprechen.

DIE IM BERG MITEINANDER
VERBUNDENEN STOLLEN
nach Skizzen von Informanten



Notstandsarbeiten für die Plattenbergler

Das Schiefergewerbe geriet durch den Ersten Weltkrieg zusehends in Schwierigkeiten und trat langsam den Krebsgang an. Daran änderte auch die Anschaffung einer Schiefermühle nichts mehr, deren Produkt von Deutschland in grossen Mengen für die Bemalung der Kriegsschiffe gebraucht wurde. Mit dem Kriegsende musste die Mühle wieder stillgelegt werden. Die Inflation in Deutschland brachte 1923 den Handel mit Schiefertafeln völlig zum Erlahmen. Der «AG Schieferbruch» blieb nichts anderes übrig, als den Betrieb vorübergehend einzustellen. Der Gemeinderat musste sich sofort mit der unerfreulichen Situation von 50 bis 100 arbeitslosen Plattenberglern beschäftigen, wie es im Gemeinderatsprotokoll heisst. Für die ersten Monate hoffte man, dass die Arbeitslosenunterstützung die Notlage ein wenig lindern helfe. Vorsorglich wurden auch Notstandsarbeiten in Angriff genommen, so die Wuhrarbeiten am Sernf. Man liess auch ein grösseres Quantum Holz auf Ramin aufarbeiten. Weil man befürchtete, dass die Schieferbrüche für längere Zeit geschlossen blieben, gelangte man an den Kanton, er möge neue Wegprojekte bewilligen. Am 24. Mai 1923 konnten aber Arbeiter und Gemeinde wieder aufatmen: Die «AG Schieferbruch» setzte ihren Betrieb fort.

Felsabbrüche in Engi und im Mühlebachthal schreckten Elm und den Gemeinderat auf, so dass Dr. R. Staub unverzüglich ein ausführliches Gutachten über die Sicherheit der Elmer Bergwerke erstellen musste. Er kam 1926 zum Schluss, dass die Elmer Stollen als sicher gelten können, es müssten nur die stillgelegten Stollen im Gstöck regelmässig kontrolliert werden. An der Gemeindeversammlung wurde daraufhin an der Regierung heftige Kritik geübt, weil sie die Inspektionspflicht vernachlässigt habe.

Wegen Mangel an Schiefer geschlossen

1927 gelangte die «AG Schieferbruch» mit einem weiteren Konzessionsgesuch an den Tagwen. Darin wurde zunächst festgehalten, dass das Buecheggli-Schieferlager erschöpft sei und ein Versuchsstollen, der wenig tiefer angelegt wurde, keinen Erfolg gebracht habe. Die AG sehe sich gezwungen, den Bergwerksbetrieb einzustellen, wenn nicht bald neue ergiebige Schieferlager entdeckt würden. Der Gemeinderat war grundsätzlich bereit, die Bewilligung für einen Suchstollen im Gebiet hinter dem Gstöck zu erteilen, machte sie aber von einem geologischen Gutachten abhängig. Die drohende Schliessung zwang den Gemeinderat selber zu raschem Handeln. Er gelangte telegraphisch an Dr. Staub und ersuchte ihn, seinen Rumänienaufenthalt wegen des Gutachtens abubrechen und heimzukehren. Dr. Staub kam dieser Aufforderung wohl nach, doch bis zum Abschluss des Gutachtens verstrichen noch Monate.

Am 27. Oktober 1927 teilte die AG dann dem Gemeinderat mit, dass sie den Betrieb wegen Mangel an abbauwürdigem Schiefer einstellen werde. Die 25 bis 30 Arbeiter müssten mit der Entlassung auf Mitte November rechnen, was denn auch eintraf. Die Plattenbergler verloren ein weiteres Mal und endgültig ihren Verdienst im Schieferbruch.

Der Gemeinderat hatte sich bereits vorgängig mit dem kantonalen Arbeitsamt in Verbindung gesetzt, um für die Entlassenen eine Arbeitslosenunterstützung zu erwirken. Das Arbeitsamt aber konnte nur seine guten Dienste bei der Vermittlung von offenen Stellen anbieten. So konnte eine Anzahl Erdarbeiter nach dem bündnerischen Casaccia vermittelt werden.

Aber auch die Arbeiter setzten sich für eine Weiterbeschäftigung in der Gemeinde ein, indem sie an den Gemeinderat gelangten und diesen um geeignete Arbeiten ersuchten. Der Pfarrer schrieb Ende 1927 ins Taufregister:

«Noch ist zu bemerken, dass wegen Mangel an Schiefer am 1. Dezember der Plattenberg geschlossen wurde. Eine Anzahl Familien haben schwere Weihnachten; wann an einer Stelle geöffnet wird, weiss man nicht.»

Man hoffte immer noch auf eine Wiederaufnahme des Betriebes oder gar an eine Neueröffnung, denn noch war ein Konzessionsgesuch hängig.

Letzte und vergebliche Rettungsversuche

Im Sommer 1928, als das Gutachten Staub endlich eintraf, konnte der Gemeinderat mit dem Verwaltungsrat der «AG Schieferbruch» in Verhandlungen treten. Der Vertrag sah vor, dass die Konzessionäre mit Rücksicht auf die aufwendige Schiefersuche und die angespannte Finanzlage sowie im Hinblick auf die erwünschten Arbeitsplätze für die ersten beiden Konzessionsjahre keinen Zins zu bezahlen hätten. Im übrigen sollten die üblichen Bedingungen gelten. Ein Streitpunkt bildete die Forderung der Gemeinde, dass die einheimischen Arbeiter unter allen Umständen bevorzugt werden müssten. Die «AG Schieferbruch» opponierte, weil sie der Ansicht war, dass für bestimmte Arbeiten auswärtige Spezialarbeiter benötigt würden. Man einigte sich schliesslich darauf, dass höchstens 6 ausländische Arbeiter beschäftigt werden dürften.

Eine andere Forderung war, dass keine Schieferblöcke ins Ausland verkauft werden dürfen, wie dies während des Weltkrieges geschehen war.

Im Dezember 1928 gab schliesslich auch die Regierung in Glarus die Zustimmung zum Konzessionsvertrag. Eine Eingabe von Bürgern, in der die Gefahr eines neuen Bergsturzes heraufbeschworen wurde, lehnte der Regierungsrat mit dem Hinweis auf das Gutachten ab.

Dies war der letzte verzweifelte Versuch der mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfenden Firma «AG Schieferbruch», noch einmal das Schiefergeschäft zu beleben. Der Stollenbau im Gstöck wurde im Juni 1929 begonnen, aber bald wieder eingestellt. Ein Sondierstollen am Tanneggli erwies sich ebenfalls als Fehlschlag.

Die Aussicht auf neue Funde war gering, aber in der Bevölkerung blieb der Wunsch bestehen, dass die Suche nicht aufgegeben werde. An der Mai-Tagwensversammlung 1932 wurde ein Kredit für Abklärungen gesprochen. Der Gemeinderat beschloss, in der Staudenweid, beim Geisseggli und auch im Jätzwald zu graben. Im August musste das Schürfen in der Staudenweid ohne Erfolg eingestellt werden. Untersuchungen wurden danach im Kett (Sandweidruns), Tanneggli und im Gebiet des hinteren Obergschwend in Aussicht genommen. Man hoffte auch, durch die Verlängerung der bestehenden Stollen auf abbau-

würdigen Schiefer zu stossen. Deshalb investierte die Gemeinde weitere 5 000 Franken.

1934 sollte im «Boden» wieder geschürft werden. Die Gemeinde wandte sich an Kanton und Bund um finanzielle Beihilfe. Diese waren bereit, je einen Drittel der Ausgaben von 10 000 Franken zu leisten. Das Projekt gab vorübergehend für 7 bis 8 Arbeiter eine Beschäftigung. Im Juli 1935 musste der Gemeinderat den Fehlschlag der Sondierungen eingestehen. Man setzte im Winter nochmals zu einer Suche an, die ebenfalls erfolglos blieb.

Auch die Firma «AG Schieferbruch» konnte sich aus den finanziellen Nöten nicht mehr retten und sie wurde 1936 auf dem Kulminationspunkt der weltweiten Wirtschaftskrise liquidiert. Nur die 1898 gegründete Schiefertafelfabrik der Gebrüder Schenker hielt durch. Sie fand für ihren Bedarf noch genügend Schiefer vor und fände ihn auch heute noch, wenn sich nicht mit dem Bezug aus Italien eine bequemere Beschaffungsart angeboten hätte. (Eine ausführliche Darstellung über ihr Gewerbe enthält die Arbeit von Dieter Pfaff und Marianne Weber, herrührend von einer Feldübung des volkskundlichen und des ethnologischen Seminars der Universität Basel. Eine Kopie der Arbeit befindet sich im Landesarchiv Glarus. (Siehe auch Njb. 1979)

Aus den Stollen wird also kein Schiefer mehr ans Tageslicht befördert. Die Zugänge zerfallen und das einstige zusammenhängende Stollennetz zerreisst. Eine Ausnahme in diesem allgemeinen Zusammenbruch bilden die Stollen im Gstöck. Die Elmag bezieht aus ihnen einen Teil ihres Mineralwassers.

Wir sind am Ende unserer Darstellung des Schiefergewerbes von Elm angelangt und haben in ihrem Verlauf einen bedeutsamen zeitlichen Abschnitt der Gemeindegeschichte erlebt.

Aber immer noch gibt es Fragen, die eine einlässlichere Antwort verdienen. Wir wollen hier nur kurz zwei Themen noch einmal erwähnen: Die Vor- oder Frühgeschichte mit der Verarbeitung von Schiefer zu Griffeln und Schreibtafeln, und die Beziehungen zwischen Elm und Frutigen, die seit dem Beginn der Schieferausbeute bis nach deren Ende andauerten. Wir wären dankbar für alle noch so geringfügigen diesbezüglichen Hinweise.

Die Bedeutung, die der Schiefergewinnung im Sernftal über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg zukam, war gross. Um so mehr würde es sich rechtfertigen, wenn die Zeugen und Zeugnisse für uns und kommende Generationen gesammelt und aufbewahrt würden.